

Kellertage im März 1945

Von Norbert Altmaier

und

Helene Germscheid (posthum)

Für Honnef und die umliegenden Gemeinden war der Krieg zwei Monate vor dem offiziellen Kapitulationstag, dem 8. Mai 1945, zu Ende, denn Anfang März ereignete sich in der Nähe etwas völlig Unerwartetes: Amerikanische Stoßtruppen, die nach der gescheiterten Ardennenoffensive die zurückweichenden deutschen Verbände immer intensiver verfolgten, stießen am 7. März 1945 bei Remagen auf die noch intakte Eisenbahnbrücke über den Rhein, die den chaotischen Sprengungsversuchen der Wehrmacht widerstanden hatte. Sie überschritten diese binnen einer Stunde und errichteten auf der rechten Rheinseite bei Erpel einen Brückenkopf. Trotz intensiver Bemühungen von deutscher Seite, ihn zu zerschlagen, dehnten die amerikanischen Truppen ihren Landgewinn immer weiter aus.



Ludendorff-Brücke, Hintergrund Erpel, Aufnahme aus den 1930er Jahren

Am 10. März besetzten sie Honnef. Zunächst war für die Bevölkerung die Ratlosigkeit groß: Meine Mutter hatte sich mit ihren Honnefer Geschwistern verabredet, in Richtung Westerwald zu flüchten. Ich erinnere mich noch, dass wir über die untere Selhofer Straße den Kinderwagen schoben, in dem ich noch einige Jahre zuvor gelegen hatte und der jetzt vollbeladen war mit Proviant, insbesondere mit Gläsern voll Eingemachtem. Unterwegs hatte meine Mutter zwei deutsche Soldaten getroffen, die ihre Habseligkeiten auf einem Handwagen daherzogen, und sie gefragt, was man machen sollte. Sie rieten uns, in den Keller zu gehen.

Bei meinem Großvater in der Mülheimer Straße trafen wir auch auf den in derselben Straße wohnenden Bruder meiner Mutter. Als dieser dann die Nachricht brachte: „De Vatte sitz ovven om Bett un is am kriesche“, entschloss man sich, doch

nicht den Marsch in den Westerwald anzutreten, sondern in den Keller zu gehen.

Dort unten verbrachte eine Gruppe von Personen ca. zwei Wochen miteinander, bis die Front weitergezogen war. Es gab unter den so Eingeschlossenen nicht nur Streit, wobei mein Großvater behauptete, ich wäre „für keine Bohne“ erzogen,



Mein und der Cousine Großvater

Quelle: Norbert Altmaier

weswegen wiederum meine Mutter gekränkt war, sondern es verirrte sich auch eine Granate ins Dachgeschoß des Hauses, deren Explosionswucht das Haus erschütterte, wodurch eine Flasche mit Schellack im Abgang zum Keller umstürzte und sich der Inhalt meinem Großvater über die Füße ergoss. Ein Bewohner auf der anderen Seite in der Mülheimerstraße fand vor seiner Haustüre den Tod durch einen Granatsplitter. Artilleriebeschuss kam besonders von der linken Rheinseite, aber auch von den zurückweichenden deutschen Truppen, zuletzt von der Sieg her. Nach zwei Wochen durfte die Zivilbevölkerung zum ersten Mal ihre Keller wieder verlassen und für zwei Stunden auf die Straße gehen. Die völlige Waffenruhe trat erst am Karfreitag, dem 30. März, ein.

Während der ganzen Zeit im Keller hatte ich, bald sechsjährig, über die Frage gegrübelt, wieso das Wasser in der krummen Wasserleitung an der Wand nach einem Abwärtsgang wieder den Berg hinauffließen konnte.

Über das Kriegsende in Rheinbreitbach hat meine Cousine Helene Germscheid (†) in den „Rheinbreitbacher Heimatheften“ 2005 wie folgt berichtet (*Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Heimatvereins Rheinbreitbach e.V., d. Red.*):

„Eines Tages brachte ich meinem Vater und meinem Bruder (*die einen Unterstand bauen wollten, N.A.*) Essen in den Wald, man hörte schon vom Ahrtal her das Kampfffeuer, besonders MG-Feuer. Bei der Rückkehr erhielten wir Nachricht, die Amerikaner hätten eventuell den Rhein überquert. In der Nacht wurde unser Haus [...] beschossen. Alles war im Keller, auch Fremde von der zurückflutenden Front. Eine Granate landete dicht neben dem Kellerloch. Es war klar, man wollte die Kreuzung (*Hauptstr./Rheinstr., N.A.*) zerstören. Unser Haus wurde zum großen Teil zerschossen.

Im Keller unseres Hauses bewahrten wir das Allerheiligste (*die konsekrierte Hostie, d. Red.*) aus dem Haus Elisabeth (*damaliges Kloster in Rheinreitbach, d. Red.*) auf. Da unser Haus nicht mehr sicher war, zogen wir mit anderen Leuten am nächsten Tag in den Wald, in einen alten *Bergwerksstollen (Grube ‚Marienfreude‘ nahe dem Jagdhaus Virneberg, N.A.)*. Das Allerheiligste nahmen wir mit . . .

Dann begann über dem Stollen der Kampf mit vielen Einschlägen, so dass die Steine klirrten. Dass wir alle Angst hatten, war ja klar. Die Gegend wurde heftig umkämpft, weil hier die Verbindung zum Westerwald war.

Wir waren insgesamt 33 Personen: darunter die Schwestern vom Haus Elisabeth, Pater Wallmeyer und Mutter, viele Frauen und Kinder, zum Schluß kam noch Herr Thelen und seine Töchter. Eine Kuh hatten wir ebenfalls mitgenommen, die wurde draußen angebunden.

Mit Pater Wallmeyer haben wir gelobt, wenn wir gut aus dem Stollen kommen, täglich ein Ave-Maria zu beten. Es wurden drei Nächte.

Familie Thelen wollte dann unbedingt weg. Barbara Thelen kam jedoch bald wieder zurück. Sie teilte mit, dass sie den Amerikanern, die sich im Bereich der Ziegelei befanden, von den Leuten im Stollen berichtet hätte. Diese ließen daraufhin kurz die Waffen ruhen, damit wir sicher wieder ins Dorf gelangen konnten.

Wir zogen zurück nach Rheinbreitbach mit 33 Personen, einer weißen Fahne und ohne Gepäck. Als wir hinaus kamen, erblickten wir neben dem Weg die Spuren des Krieges: alles war kaputt – wir sahen viele Tote. Unsere Familie wurde in eine verlassene Wohnung im Eulenfeld eingewiesen.

Als wir unseren Stollen verließen, kamen wir nur mit den Papieren zurück ins Dorf, in unseren Armen trugen wir die Kinder. Etliche Dinge sind im Stollen geblieben – jeder hatte so seine kleinen Sachen mitgenommen in den Unterstand, Gegenstände, an denen man hängt. Als wir sie wieder holen wollten, waren sie weg . . .“